Noch einmal der Dorfpascha : oder des Kalendermanns zweite Bummeltour

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **159 (1880)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-373765

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Noch einmal der Dorfpascha,

oder des Kalendermanns zweite Bummeltour.

Wir haben unsern verehrten Lesern voriges Jahr versprochen, wenn uns Gott am Leben erhalte, so wollen wir im nächsten Jahre wieder eine kleine Spritztour in's Land machen und unsere dabei gesammelten Erfahrungen im Kalender erzählen.

Dieses „nächste Jahr" ist nun gekommen und wir sind auch noch da und da der Kalendermann es immer gern sieht, wenn Wort gehalten wird, so will er sein Wort auch halten.

So hat er sich denn eines schönen Tages, — es gab deren bekanntlich in der letzten Zeit nicht viele, — wieder auf den Weg gemacht und ist wohlgemuth Bummelhausen zugesteuert, denn — und auch das hat er seinen Lesern versprochen — sein erster Besuch galt wieder dem Dorfpascha.

„He, Sie Schwernöther!" rief der Pascha, der eben von seinem Haus wegstiefeln wollte, mir mit drohend aufgehobenem Finger zu, als er mich von Weitem erkannte, „Sie haben mich also doch in den Kalender gebracht? Warten Sie!"

„Worauf?" fragte ich ganz unerschrocken, während ich auf ihn zugieng und mit lachendem Mund ihm die Hand entgegenhielt.

„Sie haben mir damit einen schönen Possen gespielt. Meine Bummelhauser sind seitdem fuchswild über mich. Aber so macht ihr's eben, ihr Federleut'! Euch muß jeder herhalten, der euch in die Fänge kommt. — Nun, gefressen hat man mich darum doch nicht."

„Was mir sehr lieb ist, Herr Pascha", entgegnete ich. „Denn ich bin ja extra wieder zu Ihnen gekommen, mir für den neuen Kalender etwas zu holen. Sie haben doch wieder etwas in petto für mich?"

„Jawohl! Und dazu etwas ganz B'sonderigs, Pikantes, wie sie in der Stadt sagen würden, so ein rechtes „Judenstücklein", das sich jüngsthin in der Nähe zugetragen hat und also durchaus nicht bloß Erfindung ist.

Es sind freilich schon hundert und hundert ähnliche vorgekommen und werden leider noch viele vorkommen, von hebräischen und christlichen Juden ausgeführt, trotz aller Warnungen und wohlmeinenden Belehrungen. Es gibt nun einmal Leute, die sich nicht belehren lassen wollen und lieber mit dem Kopf durch die Mauer rennen, als einen guten Rath annehmen."

„Sie haben ganz recht. — Aber jetzt das Judenstücklein. Lassen Sie's los, Herr Pascha!"

„Nur gemach, Kalendermann! So schnell geht das Ding nicht. Zuerst kommen Sie mit mir in die Stube. Da läßt sich's besser erzählen als auf der Straße; auch gibts da ein Gläschen Most oder Wein."

„Wir könnten aber auch zum Löwenwirth gehen", bemerkte ich, da ich kein Freund vom Schmarotzen bin.

„Nichts da mit dem Löwenwirth! Kommen Sie!"

Und ohne Weiteres schritt der Pascha voran ins Haus und ich ihm natürlich nach.

Wir setzten uns an den Tisch und während seine Frau in den Keller ging um Wein zu holen, begann der Pascha:

„Sie erinnern sich noch, ich habe schon voriges Jahr gegen die Genußsucht, — dieses Krebsübel im Leben des Volkes, — geeifert. Was ich Ihnen diesmal erzählen will, ist ein neues Beispiel dazu, wohin der Mensch kommen kann, wenn er seinen Gelüsten und Leidenschaften die Zügel läßt. Es sind eigentlich zwei Fälle, die mir in letzter Zeit bekannt geworden; zuerst aber will ich Ihnen das Judenstücklein erzählen. Hören Sie! —

Es war da im Unterland — der Name des Orts thut nichts zur Sache — ein junger Schullehrer, Namens S. In seinem Fach war er tüchtig und fleißig, aber daneben in hohem Grad eitel und putzsüchtig, wie die leichtsinnigste Kokette es nicht ärger sein könnte. Er kam immer aufs nobelste gekleidet, gab viel Geld für schöne Bücher aus, die er aber nicht las und sie nur um „Staat zu machen" anschaffte. Sogar ein Klavier, und zwar ein recht theures, mußte her.

Zu all diesen theuren Liebhabereien reichte sein Gehalt aber natürlich nicht. Er mußte bei Schneider und Buchhändler auf Kredit kaufen und diese berechneten begreiflich für das Warten ihre Prozente. Am Neujahr jedoch, wenn dann die Rechnungen kamen, hatte er erst wieder kein Geld, da er beim Schulpfleger den Gehalt schon zum Voraus für das laufende Halbjahr bezogen

und am Schluß desselben nichts mehr zu gut hatte. Die alten Rechnungen konnten nicht bezahlt werden, neue kamen dazu und so kam er immer mehr in Schulden hinein, die er immer weniger bezahlen konnte.

In dieser fatalen Lage gerieth er auf den unglücklichen Einfall, sich an einen Juden zu wenden. Er kannte da einen gewissen Levi Guggenheim, der das Geldleihen als Geschäft trieb und großen Zuspruch hatte. Er verlangte zwar horrende Provisionen und wahre Wucherzinse, aber die Leute gingen doch zu ihm, denn Levi war verschwiegen wie das Grab, wenn es verlangt wurde. Zu diesem ging S. Es blieb ihm, wie er meinte, nichts anderes übrig, wenn er nicht zum Geldstag, und damit um Amt und Ehre kommen wollte. „Nu, was gebens mer vor Sicherheit, Herr Lehrer?" fragte der Jude, als ihm S., dem der Angstschweiß auf der Stirne lag, sein Anliegen gesagt hatte.

„Sicherheit?" fragte S. verdutzt, da ihm nie in den Sinn gekommen war, daß der Jude so etwas verlangen könnte. „Ist mein Wort denn nicht Sicherheit genug?"

„Ihr Wort? — Nu, was kann ich damit machen? Dafür krieg ich keinen Pfennig. Muß haben was Reelleres. Habens denn gar nichts, das Sie geben könnten zum Pfand?"

„Meine Bücher, wenn Sie wollen und — am Ende auch das Piano", entgegnete S. kleinlaut.

„Nu, das läßt sich schon eher hören! Was mags denn Werth sein zusammen?"

„Meine Bücher und das Piano? — Mindestens tausend Franken", meinte S.

„Nu, will sagen fünfhundert; wird sein an dem genug. Und Sie wollen haben siebenhundert? Hab also immer noch für die zweihundert keine Deckung. Aber damit Sie sehen, Herr Lehrer, daß ichs gut meine, will ich Ihnen geben die siebenhundert. Dafür aber schreibens mer ein Obligo für tausend und einen Schein, daß ich hab die Bücher und das Piano zum Pfand. Wissens, 's ist nur zur Sicherheit. Ich muß doch was haben in die Händ."

„Mensch, Sie sind ein ....." brauste S. zornig auf.

„Nu kalt! Nu kalt, Herr Lehrer! Nicht hitzig!" höhnte der Jude. „Was solls denn? Ich muß doch ein kleins Profitchen haben; kann nicht umsonst mein Geld ausleihen. Von was sollte ich denn leben mit meiner Sarah und den Kinderchen? — 's ist nicht zu viel, Herr Lehrer. Ich sage Ihne, andere verlangen mehr. Aber ich will billig sein und sagen tausend."

So ungefähr wird der Guggenheim gesagt haben.

S. wand und sperrte sich, — aber was half es ihm? Er mußte auf alle Fälle Geld haben, denn sein ungeduldigster Gläubiger hatte ihm bereits den Weibel geschickt. Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, aber zuletzt unterschrieb er doch das Obligo für tausend Franken und die Verpfändungsurkunde und nahm dagegen siebenhundert Franken in Empfang.

In eben diesen Tagen hatte er wieder einen jener heillosen Lotteriebriefe erhalten, die zum Unglück von Hunderten das ganze Land überschwemmen. Bisher hatte er diese verführerischen Blätter regelmäßig verbrannt, wie's sein soll; jetzt aber, da er Geld hatte, dachte er, ein Versuch könnte doch gut sein, denn, so wenig er im Uebrigen glaubte, — es hatte ihm geträumt, er habe das große Loos gewonnen, und an den Traum glaubte er. Natürlich war das ein leeres Hoffen; denn in der ersten Ziehung kam seine Nummer nicht heraus. Sein Einsatz war verloren. Doch nein! Da stand es ja schwarz auf weiß auf dem die Ziehungsliste begleitenden Zirkular, daß noch sechs weitere Ziehungen folgen, und man dürfe mit Sicherheit darauf rechnen, daß diejenigen, die bei dem ersten Spiele leer ausgegangen, nun erst recht vom Glücke begünstigt werden; der Einsatz betrage aber in der zweiten Ziehung das Doppelte vom ersten. Der Schulmonarch besann sich daher nicht lange und schickte ein paar Banknoten und etwas Münze nach Hamburg ab, um in der zweiten Serie mitspielen zu können. Mit welcher Hast öffnete und durchflog er die ihm nach vierzehn Tagen zugekommene Ziehungsliste! Aber ach, seine Nummer war wieder im „Glücksrad" geblieben und nicht herausgekommen. Er verfiel in eine sehr gedrückte Stimmung und die Schulkinder mußten sichs schwer entgelten, daß ihm das Glück nicht hold gewesen. Sollte er sich auch noch an der dritten Ziehung betheiligen? Natürlich! „Keine Eiche fällt vom ersten Streiche. Alle guten Dinge sind drei. Dem Muthigen gehört die Welt."

So tönte es ihm in die Ohren, als sich sein innerer Schmerz nach ein paar Tagen etwas gelegt hatte. Aber woher das Geld nehmen? denn der Einsatz für das dritte Spiel war wieder bedeutend höher als der vorhergegangene und seine Baarschaft bis auf ein paar Franken zu Ende. Da kam ihm der Gedanke, aus einigen Buchhandlungen, die ihn noch nicht kannten, verschiedene Prachtwerke kommen zu lassen, die er bekanntlich erst zu Neujahr bezahlen mußte. Diese und noch andere Gegenstände verschrieb er sofort dem Levi als Pfand gegen die nöthige Summe, die er nun wieder an den Lotterieagenten in Hamburg abschickte. Doch auch diesmal ging er leer aus. Er machte neue Schulden; der Levi mußte nochmals aushelfen und ließ sich dafür wieder horrende Provisionen verschreiben. Der Fuchs zeigte sich jetzt ganz willfährig, munterte S. sogar zum Lotteriespiel auf, vergaß dabei aber doch nicht, alle möglichen Klauseln zu seiner Sicherheit aufzustellen. Das kam nämlich daher. S. hätte eine artige Tochter heirathen können, die seiner Zeit ein schönes Vermögen bekam. Es war schon so gut wie richtig und das machte er sich beim Juden zu Nutzen. Aber als die Eltern der Tochter hörten, wie er Schulden mache, da wollten sie nichts mehr von ihm wissen und die Tochter auch nicht.

Levi Guggenheim aber, als er hörte, daß es mit der Heirath nichts sei, wollte nun auf einmal bezahlt sein. Natürlich hatte S. kein Geld und so ließ sich denn der Jude erst beschwichtigen, als er ihm für sein Guthaben die doppelte Summe verschrieb und ihm dafür eine Anweisung auf ein von einer Tante zu erwartendes Erbe ausstellte. Aber die reiche Tante wollte nicht so bald sterben, wie S. es wünschte und da er das Lottern mit Leidenschaft fortbetrieb ohne einen Rappen zu gewinnen, und nebenbei auch noch hie und da sich an einem Jaß oder Berlang versuchte, so brauchte er immer wieder Geld. Nun, daß ich es kurz mache: Aus den siebenhundert Franken wurden in drei Jahren siebentausend, — eine Summe, die S. sein Lebtag nicht bezahlen konnte.

Bücher und Klavier hatte der Jude schon längst zur Nachtzeit geholt und auch, was ihm sonst noch diente, mitgenommen und dem Bethörten nichts als die nackten Wände zurückgelassen. Und dann verlangte er nun doch auf einmal sein Geld zurück und wollte sich nicht mehr davon abwendig machen lassen. Alles Bitten und Versprechen half nichts mehr, der Jude wollte einfach sein Geld.

S. gerieth in helle Verzweiflung und in diesem Zustande griff er auch zu einem verzweifelten Mittel. Bisher war er nur leichtsinnig gewesen, jetzt aber ging er weiter und — machte falsche Wechsel im Betrag von mehreren tausend Franken. Die Sache wurde natürlich alsbald entdeckt und das brachte den S. dann vor Schwurgericht, das ihn zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilte. Ich selbst war zugegen beim Urtheilsspruch und ich darf Ihnen wohl sagen, es hat mir fast das Herz abgedrückt, wenn ich den geistig begabten jungen Mann ansah, der bei Sparsamkeit und vernünftiger Lebensweise ein ordentliches Auskommen gehabt hätte und nun für immer ruinirt und gebrandmarkt war.

So, das ist nun das Judenstücklein. Das andere will ich Ihnen erzählen, wenn wir einen Schluck getrunken haben.

Der Pascha schenkte ein und wir tranken.

„Was aus dem Menschen werden kann, wenn er sich nicht zu beherrschen und seine Leidenschaften zu zügeln weiß, wird Ihnen mein zweites Beispiel noch in anderer Art zeigen", fuhr er sodann nach einer Weile fort.

„Es lebte da in einer Gemeinde des Kantons Zürich ein Mann, der mindestens seine achtzigtausend Franken Vermögen besaß. Er hatte eines der schönsten Güter in der Gegend, schuldenfrei und noch Geld an Gülten. Dabei war er so geizig, daß er sich, wenn er den dreistündigen Weg nach Zürich zu Fuß machte, nicht einmal einen Schoppen gönnte. Er nahm von Hause ein Stück Brot oder eine Hand voll gedörrte Birnenschnitze in den Sack und wenn er seine Geschäfte in Zürich gemacht hatte, aß er auf dem Heimweg das Brot oder die Birnenschnitze und trank an einem Brunnen Wasser dazu. Das ganze Jahr sah man ihn nie im Wirthshaus. Auch Frau und Kinder waren thätig und haushälterisch. Im Uebrigen war er ein ganz rechter Mann, nicht gerade ein Ausbund von Weisheit, aber auch kein Dummkopf.

Da wurde er zu seinem Unglück zum Friedensrichter gewählt, bekam nach und nach noch ver-

schiedene andere Aemtchen, die ihn oft von Haus fort und ins Wirthshaus führten. Gewissenlose Schmeichler, deren es überall gibt, brachten ihm die Meinung bei, daß er ein ganz besonderes Licht sei und um sich für diese Lobhudeleien erkenntlich zu zeigen, lud er dieselben bald da bald dorthin zu einer Flasche ein. Aus der ersten Flasche gab's dann eine zweite und dritte und häufig eine wahre Kneiperei. Solche Saufgelage folgten sich immer häufiger; dabei war er selbst einer der Ausgelassensten. Es war, als ob seine frühere Knickerei nicht bloß ins Gegentheil umgeschlagen, sondern wie ob er das Versäumte jetzt nachholen müßte. Nach wenigen Jahren konnte er als ausgemachter Säufer gelten.

Beim Trinken allein blieb es natürlich nicht; da mußten auch Karten und Anderes her und keine fünf Jahre gings, seitdem er Friedensrichter geworden, so hatte er seine Gülten alle gekündet, das Geld verbraucht und Schulden über Schulden auf seinem Gut. Dabei kam er nicht bloß ökonomisch, sondern auch moralisch rasch herunter, so daß ihm ein Amt um das andere abgenommen werden mußte, weil es eine Schande für die Gemeinde war, einen solchen Beamten zu haben.

So viel Ehrgefühl hatte er aber doch noch, daß ihn das schwer ärgerte und er in seinem Aerger nun erst recht darauf los machte, so daß sich die Angehörigen gezwungen sahen, ihn schließlich in eine Zwangsarbeitsanstalt zu bringen.

Nach zwei Jahren kam er wieder nach Haus, war aber nicht gebessert und hatte keine Ruhe, bis der letzte Franken durchgebracht war.

Sein Gut wurde im Konkurs verkauft, Frau und Kinder mußten ins Armenhaus und er selbst vagabundirte im Land herum, bis er so völlig verkommen war, daß ihn kein Mensch mehr übernacht halten mochte, so daß er wochenlang auf freiem Feld schlafen mußte und man ihn auch eines Morgens unter einem Baum im Felde todt fand.

Und zu diesem traurigen Ende war er gekommen, weil er nicht im Stand war, seine Leidenschaft im Zaum zu halten."

„Und das ist alles so passirt, ist wirklich Wahrheit, Herr Pascha?" fragte ich, durch das Gehörte erschüttert.

„Verbürgte Wahrheit. Ich könnte Ihnen Leute stellen, die es beweisen würden."

„Das ist ja aber ganz entsetzlich, wie der Mensch so sich verändern, so herunterkommen kann."

„Ja, ja, 's ist schon so, aber solche Fälle sind leider gar nicht so selten. Allerdings hat nicht Jeder achtzigtausend Franken zum Verlumpen, aber das bleibt sich ganz gleich. Wenn der Arme das Wenige, das er hat, vertrinkt und verspielt oder im Lotteriespiel verliert, so ist das Endresultat das nämliche, wie wenn er Hunderttausende verbraucht hätte.

Und nun die Lehre aus diesen beiden Geschichten", schloß der Pascha seine Mittheilung. „Das ist die: Unser Volksleben leidet an zwei Hauptübeln. Einmal an übermäßiger Genußsucht, die die Quelle so vieler häuslichen Uneinigkeit und gar oft der Weg ins Elend und Verderben ist. Und sodann an der Verkehrtheit, anstatt durch die ehrliche Arbeit sich etwas zu erwerben und das Erworbene durch vernünftige Sparsamkeit zusammenzuhalten, sich dem trügerischen Glücksspiel in die Arme zu werfen.

Alle, die es mit dem Volk gut meinen, sollten sich daher zusammenthun und Mittel und Wege suchen, wie diesen beiden Uebeln am wirksamsten abgeholfen werden könnte. Vor allem sollten Zeitungen und Kalender es thun, die vielorts fast die ganze Lektüre der Leute ausmachen. Da ist ein Feld, das noch reiche Früchte tragen kann, wenn es recht bearbeitet wird.

Ich bin ganz Ihrer Meinung und darum will ich auch zur Warnung für Andere die beiden mir erzählten Geschichten in meinem Kalender weiter verbreiten. Vielleicht daß doch der Eine oder Andere ein warnendes Exempel daran nimmt."

„Es wäre sehr zu wünschen! Obs aber geschehen wird?"

Wir wurden gestört; es kam Besuch und ich nahm bald Abschied. Mein Versprechen aber habe ich gehalten. Möge es nicht ganz nutzlos geschehen sein!